



DAGMAR HAGER

Salzkammer- flut

KRIMINALROMAN

GMEINER



DAGMAR HAGER

Salzkammer- flut

DAS SCHWEIGEN DER TRAUN Ebensee, 1959: Das Jahrhunderthochwasser fordert ein Opfer. Der einzige Zeuge schweigt. Ebensee, heute: Die junge Ebenseerin Sara Lewandowski verschwindet spurlos. Zurück bleibt nur ihr Handy mit einer Videobotschaft, aufgenommen in nackter Todesangst. Auch Saras Mutter und Großmutter gelten schon lange als vermisst. Zufall? Oder jagt ein unsichtbarer Täter seit Jahrzehnten seine Opfer? LKA-Ermittler Ben Achleitner ermittelt in seiner Heimat. Jeder Schritt führt ihn tiefer in eine verdrängte Vergangenheit: zum ehemaligen KZ-Außenlager, zu alten Schuldfragen und zu einem Verbrechen, über das bis heute niemand spricht. Immer wieder stößt Ben auf den Namen von Saras ebenfalls verschwundenem Großvater Adam. War er Opfer oder Komplize? Als Ben erkennt, dass auch sein eigener Großvater in die Geschehnisse verstrickt war, gerät sein Weltbild ins Wanken. Gemeinsam mit seiner Jugendliebe Marie Giesinger legt er alte Feindschaften und familiäre Verstrickungen frei. Während alte Gefühle wieder aufflammen, wird ihm klar: Ebensee vergisst nicht.

© Katharina Stögmüller



Dagmar Hager lebt in Österreich und auf Mallorca. Sie ist Autorin, Radiomoderatorin und erfolgreiche Buch-Podcasterin (»Bücher sind wie Kekse«). Neben dem Schreiben steht sie regelmäßig bei Eventmoderationen und Keynotes auf der Bühne. Sie liebt Berge, Wasser, Reisen und gute Gespräche.

DAGMAR HAGER

Salzkammer- flut

KRIMINALROMAN

GMEINER



Personen und Handlung sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Bei Fragen zur Produktsicherheit gemäß der Verordnung über die allgemeine Produktsicherheit (GPSR) wenden Sie sich bitte an den Verlag.

Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag

Instagram: @gmeinerverlag

Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2026 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75 / 20 95 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Mirjam Hecht
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © Michael Knöbl / stock.adobe.com
ISBN 978-3-7349-3707-1

Oide G'schichtn hoidn z'samm
Vergangenheit verbindet

PROLOG

EBENSEE, AUGUST 1959

Mit'm Teifl packeln.

Sich mit dem Teufel verbünden.

Seit Tagen hatte der Himmel über dem Salzkammergut sein Gleichgewicht verloren.

Mit scharfen Klingen hackte der Wind durch den Ort, fuhr heulend um Hauswände, presste sich in jede Ritze. Tief drückten sich schiefergraue Wolken auf die Bergrücken. Unablässig peitschte der Regen.

Die Traun, sonst klar und durchsichtig, war zu einem reißenden Ungeheuer geworden und verschlang, was sich ihr in den Weg stellte. Kaum jemand wagte sich noch dorthin. Es hieß, der Teufel sitze in den Fluten und habe sich sämtliche Brücken zwischen Bad Ischl und Ebensee geholt.

Längst hatte auch der Traunsee seine Ufer vergessen und tieferliegende Ortsteile in Chaos verwandelt. Die Feuerwehren kämpften nach Kräften. Doch gegen die entfesselte Macht war wenig zu gewinnen.

Der nächste nicht enden wollende Regentag hatte sich verabschiedet und bleierner Düsternis Platz gemacht. Nie war es richtig hell geworden, und das zu dieser Zeit im Jahr. Im Gasthaus »Zum Traunseewirt« sprachen die

wenigen Gäste ungewohnt leise über die Wut der Natur, die Schäden und das unberechenbare Wetter. Allen war die Sorge ins Gesicht geschrieben. Die einzige Frau unter ihnen war die Wirtin Josefa. »Betets, Männer«, murmelte sie, »der Herrgott prüft uns. Jetzt heißt's zusammenhalten.«

Einige nickten, andere starrten ohne sichtbare Reaktion stumpf in ihre Biergläser.

Inzwischen ging es auf 22 Uhr zu.

Eingehüllt in einen schweren Umhang, die Kapuze tief in die Stirn gezogen, mühte sich eine Gestalt durch die Nacht. Hastige Schritte brachten sie zum Fluss, der kurz davor war, sich in den Ort zu ergießen. Im tobenden Wasser trieb alles, was nicht niet- und nagelfest gewesen war. Entwurzelte Bäume, Schutt, Möbel, sogar ein Auto. Noch hielt die Traun ihr Bett, doch der Kampf schien verloren.

Zögerlich betrat die Gestalt eine der letzten Brücken, die sich den Urgewalten noch entgegenstemmten. Schlammiges Wasser schwappte über die Fahrbahn und über ihre derben Schuhe. Einen Herzschlag lang stand alles still, dann verschmolz sie mit dem Donnern des Flusses und dem Fauchen des Sturms.

Dort, wo sie bis eben noch gestanden hatte, klaffte nichts als gähnende Leere.

Verborgen im Schatten einer Hauswand starrte der Beobachter auf die Stelle, an der sich das Unvermeidliche abgespielt hatte. Die Bilder brannten sich in sein Gedächtnis, würden nie mehr daraus verschwinden.

Ab sofort war die Traun nicht mehr nur ein Fluss. Jetzt war sie auch Erinnerung.

Er würde schweigen. Nicht aus Angst – sondern aus Schuld. Das Geheimnis würde sich wie eine eiserne Klam-

mer um sein Herz legen und den Rest seines Lebens vergiften.

Und doch war Schweigen die einzige Wahl.

Nie durfte die Wahrheit ans Licht kommen.

Er würde so tun, als wüsste er von nichts.

Dieses Höllenhochwasser überstehen.

Und danach dafür sorgen, dass das Geheimnis begraben blieb.

Für immer.

EBENSEE, 10. MAI 2025

Dass ma's ned vagisst.

In Erinnerung behalten.

Die bunten Fahnen mochten nicht so recht zu den ernstesten Mienen der Menschen passen, die unter ihnen standen. Die strahlende Sonne ebenso wenig. Vor vier Tagen und 80 Jahren war das damalige Nebenlager des KZ Mauthausen, Ebensee, von US-Truppen befreit worden. Jedes Jahr um diese Zeit gedachte man dessen, was damals geschehen war. Heuer fiel die Feier ob des runden Jubiläums größer aus.

Greifbare Ehrfurcht lag in der Luft. Seit ihrer Ankunft bewegten die Menschen sich vorsichtig, fast lautlos, unterhielten sich, wenn überhaupt, nur gedämpft. Viele verharrten still, um die Dimension des Ortes zu erfassen, an dem unermessliches Leid geschehen war. Einige hielten sich an den Händen, als suchten sie in der Gegenwart Halt gegen das Gewicht der Vergangenheit. Der ganze Ort atmete Erinnerung.

Heute wurde an die Befreiung erinnert, an das Ende der Gewalt, das Überleben. Die Nachkommen der Insassen waren mit besonderem Respekt begrüßt worden. Nur wenige Zeitzeugen lebten noch.

Soeben hatte die Bürgermeisterin mit bewegenden Zitaten von Lagerinsassen des Anlasses gedacht. Später würde man die Stationen des Gedenkens besuchen. Das immer

noch existierende Lagertor, den Löwengang, den Opferfriedhof. Abends würde es ein Konzert im riesigen Stollen geben. Ein bekannter Journalist würde aus dem Vermächtnis des damaligen Lagerschreibers lesen, dessen Söhne sich ebenfalls unter den Gästen befanden.

Nachdenklich glitt Marie Giesingers Blick über die Reihen, blieb an einzelnen Gesichtern hängen, vor allem an denen der jungen Menschen, deren Sprecherin sich unter dem Leitsatz »Vergessen spüts net« dazu bekannte, ebenfalls Verantwortung zu tragen und Erinnerung bewahren zu wollen, nicht nur bei den Gedenkfeiern, sondern immer, auch im Alltag.

Zarte Hoffnung auf Versöhnung, Frieden und eine Zukunft, in der Menschlichkeit stärker sein würde als Hass. Dennoch las Marie auch Unsicherheit in ihren Mienen, im Versuch, das Unfassbare zu begreifen und einzuordnen. Insbesondere ein Satz aus all den Reden hatte sie berührt: »An diesem Ort schreit der Schmerz immer noch aus dem Boden.«

Als sie Ben sah, blieb ihr für eine Sekunde die Luft weg, als die schmerzhaft Wucht all dessen, was zwischen ihnen stand, sie traf.

Verstohlen musterte sie sein kantiges Gesicht, die dunkelblonden Haare, die er gerade etwas kürzer trug, und seine vertraute Gestalt, umhüllt von einem Trachtenjanker und Lederhosen. Ihr Freund seit Kindertagen und langjähriger Lebenspartner, den sie damals ohne Erklärung verlassen hatte, weil sie geglaubt hatte, Liebe müsse einfach sein.

Neben ihm saß, in sich zusammengesunken und abwesend, sein Großvater. Der alte Mann hatte schon hier gelebt, als das Lager noch kein Denkmal gewesen war, sondern eine Wunde im Alltag.

Er hatte nie viel erzählt und lieber geschwiegen, wenn sie Fragen stellten, sie und Ben, die sich seit der Volksschule kannten. Nur einmal hatte er mit brüchiger Stimme davon berichtet, wie es gewesen war, als die Amerikaner noch nicht gekommen und die Nazis bereits geflüchtet waren, von den taumelnden Menschen und den Skeletten, die atmeten.

Er war selbst noch ein Kind gewesen. Danach nie wieder. Seine Augen hatten in etwas geblickt, was man nicht mehr abwaschen konnte. Er hielt sie gesenkt, schon die ganze Zeit, als wolle er nicht sehen, was um ihn herum geschah.

Die Worte der Redner zogen an Marie vorbei. Sie sprachen von Schuld, Erinnerung, Verantwortung. Sie blickte zu den Menschen, die heute hier lebten, in ihren Häusern, die teilweise auf dem ehemaligen Lagergelände errichtet worden waren. Nachkommen, Enkel, Unschuldige, Kinder von Zeugen und Tätern. Dieser Ort verband sie alle, auf unterschiedliche, oft unausgesprochene Weise.

Noch einmal fiel ihr Blick auf Ben. Jahrzehntlang hatten sie sich nicht gesehen, jeder sich sein eigenes Leben aufgebaut, ehe sie im Zuge eines Falls um einen verschwundenen Fußballer wieder aufeinandergeprallt waren. Er als LKA-Ermittler, sie als Notärztin. Seither hingen sie aneinander, fixiert mit unsichtbaren Gummibändern, oft monatelang ohne Kontakt, doch ihren Gedanken und Gefühlen konnte der Abstand nichts anhaben. Erst recht nicht seit letztem Sommer, als sie die Lösung eines Falles um einen dubiosen Geschäftsmann feuchtfröhlich auf den Goiserer Gamsjagatagen gefeiert hatten und anschließend in seinem Bett gelandet waren.

Seit dem Moment, da sie in der Früh die Augen geöffnet und in seine so vertrauten blauen geblickt hatte, war sie verwirrt. Da war die Scham über ihren Kontrollverlust, der so vieles wieder aufriss, der Zorn auf sich selbst, weil sie diesen Mann nicht loslassen konnte. Und vor allem eines: Sehnsucht. Nicht so sehr nach einer Beziehung, sondern nach Klarheit. Nach einem Gespräch, vor dem sie seit Monaten weglief. Nach wahren Sätzen, nach Frieden, selbst wenn er schmerzhaft wäre. Und über allem lag die Angst, er würde ihr den Rücken zudrehen, wenn sie auf ihn zuing. Davor, dass er seit jener Nacht etwas in ihr sah, das sie selbst nicht sehen wollte. Oder konnte. Und die allerschlimmste: dass er nicht so empfand wie sie.

Sie hatten sich angelächelt an jenem Morgen, vorsichtig, verunsichert. Und es dabei belassen. Beide hatten sie es nicht gewagt, diese Büchse der Pandora zu öffnen und sich dem zu stellen, was darin lauerte.

Ihr Herz schlug schneller. Jeder Atemzug brachte einen anderen Gedanken.

Geh hin.

Lass es.

Du willst reden.

Es ist zu spät.

Vielleicht aber auch nicht?

Feigheit hin oder her, sie wusste, dass sie mit ihm sprechen musste. Im Augenblick fühlte sie sich ob dieses Gefühlsdickichts beinahe handlungsunfähig, und doch spürte sie den Drang, es zu durchbrechen, nicht länger Zuschauerin ihres eigenen Lebens zu sein.

Die Nacht war wundervoll gewesen. Ein Aufglimmen all dessen, was sie einst ausgemacht hatte. Sie liebte Ben und würde es immer tun. Zwischen ihnen gab es diese

Verbundenheit, die sich aus gemeinsamen Erinnerungen speiste und all dem Guten, das zwischen ihnen gewesen war. Nichts von den Geschehnissen danach hatte ausgereicht, um sie auszulöschen.

Ihr Mut war zerbrechlich. Über alle Köpfe hinweg suchte sie seinen Blick, schickte sie ihm ein vorsichtiges Lächeln. Stumm sprachen sie miteinander, so wie früher, als keine Worte nötig gewesen waren, um sich zu verstehen.

Es war Ben, der den Bann durchbrach und den Kopf senkte. Ein Stich durchfuhr Marie. Womöglich würde es nicht reichen. Doch sie würde nicht weglaufen. Nur warten. Darin war sie gut. Der Anfang war gemacht. Er hatte die Schwingung bemerkt, die Veränderung der Frequenz, und würde auf sie zukommen. In seinem Tempo.

Mit einem kleinen Stöhnen wandte sie sich ab. Ihr Herz war schwer genug. Mochten andere nun die Toten in Ehren halten. Auf sie warteten die vielen Lebenden in ihrer Ordination. Patienten, deren wichtigstes Bedürfnis es war, ihre gegenwärtigen Ängste auf sie abzuwälzen, statt sich fremden aus der Vergangenheit zu stellen.

ZWEI TAGE SPÄTER

Bledschaun.

Große Augen machen.

Das Konzert war in jenem Stollen aufgeführt worden, den die Häftlinge damals unter schrecklichen Umständen in den Berg hatten treiben müssen. Hunderte Gäste waren gekommen und hatten sich von der Musik und den vorgetragenen Worten tief berühren lassen.

Jetzt, zwei Tage später, waren die Stühle wieder abgebaut und der Ort still. Noch. Gleich würden Besucher kommen und Eintritt für die Gedenkstätte bezahlen, die zu einem Gutteil privat finanziert wurde.

Soeben näherte sich eine Reisegruppe dem Eingang, drei Frauen und zwei Männer in bequemer Freizeitkleidung und Wanderschuhen, angeführt von einem Guide in Jeans und Joppe. Hierher kam man am besten zu Fuß, über einen schmalen Weg. Umso mehr, weil es neben dem Stollen auch noch den Löwengang zu besichtigen galt, jenen holprigen Stacheldrahtkorridor, über den die Häftlinge einst gehen mussten, um vom Lager zum Steinbruch zu gelangen. Löwengang deshalb, weil sie sich dabei gefühlt haben mussten wie eingesperrte Tiere im Zirkus.

»Hier sollte ein riesiges unterirdisches Rüstungsprojekt des NS-Regimes verwirklicht werden«, erklärte Wilfried Lahnsteiner, ein Einheimischer, routiniert. »Der Plan war, das Raketenforschungszentrum Peenemünde von Nord-

deutschland in eine bombensichere Stollenanlage zu verlegen. Wegen des akuten Arbeitskräftemangels während des Krieges kamen dafür massenhaft KZ-Häftlinge zum Einsatz. Vom 18. November 1943 bis zur Befreiung am 6. Mai 1945 mussten im Außenlager Ebensee, das unter der Tarnbezeichnung ›Zement‹ geführt wurde, mehr als 8.500 Menschen ihr Leben lassen. Etwa sieben Kilometer Stollenanlagen wurden errichtet.«

»Aber Raketen wurden hier doch nie produziert!«, kam es von einer kleinen Frau mit wachen Augen und Pagenschnitt.

»Das ist richtig. Vielmehr entstand in der Anlage A, dem Steinbruch, eine Erdölanlage aus geraubten französischen Teilen, die noch bis 1947 in Betrieb war, ehe sie eingestellt wurde und die Teile nach Algerien gingen. Heute wird dieser Bereich industriell genutzt.«

»Und dieser Stollen?« Wieder war es die Frau mit dem dunklen Pagenschnitt, die Auskunft begehrte.

»Stollen 5. Er dient als KZ-Gedenkstätte und darf als Einziger noch betreten werden. Ursprünglich existierten sieben Eingänge. Der Verein Zeitgeschichte Museum organisiert hier eine Dauerausstellung, eine Dokumentation zur Geschichte des Lagers Ebensee. Vorgestern gab es hier ein Gedenkkonzert, letztes Jahr, im Zuge der Kulturhauptstadt, eine Sonderausstellung.«

Vorbei an einem Holzhäuschen folgten die Touristen dem Guide durch ein Gittertor ins Innere. Abrupt hielten sie inne und bekamen angesichts der enormen Dimension des Tunnels große Augen. Der Guide war an diese Reaktion gewöhnt. In der Tat schien es schwer vorstellbar, wie hungernde, geschwächte Menschen etwas so Gigantisches hatten bewerkstelligen können.

Ehrfürchtig machten sich die Besucher daran, den Stollen zu erforschen, mit vorsichtigen Schritten wagten sie sich vorwärts, lasen die Erklärtafeln, flüsterten leise miteinander.

Auf halber Höhe bog linker Hand ein deutlich kürzerer Seitenstollen ab, dessen Wände und Decke im Gegensatz zum ausgebauten Hauptstollen grob behauen geblieben waren. Hier war es düster und kühl. Die Besucher schauerten, zwei gingen langsam weiter. Am hinteren Ende waren Kränze niedergelegt worden.

Unsicher traten sie näher und musterten eine Tafel, die an die 2.499 polnischen Häftlinge erinnerte, die Schwerstarbeit geleistet hatten und daran gestorben waren.

Plötzlich erklang ein metallisches Piepsen.

Irritiert sahen die beiden Touristen sich um.

Wieder das Piepsen.

»Ich glaube, es kommt von da«, flüsterte die Frau und deutete auf einen der Kränze. Der Mann ging auf die Knie, schob ihn zur Seite, tastete sich vorsichtig weiter. Plötzlich stieß er ein leises »Oh!« aus und zog etwas Kleines, Eckiges hervor. Bei seinem Fund handelte es sich um ein schwarzes Smartphone. Das Display war verdreckt, leuchtete jedoch auf, als das nächste Piepsen ertönte. Ein Alarm. Ein Foto poppte auf. Es war unscharf. Verzerrt. Eine Handfläche. Darauf, geschrieben mit etwas Dunklem, Verschmiertem: Hilfe!

Mit gerunzelter Stirn richtete sich der Besucher auf. Resolut drehte er sich um und ging zurück zu seiner Gruppe. Die Frau folgte ihm wortlos.

»Sehen Sie, was ich gefunden habe«, sagte der Mann zu dem Guide. »Ein Telefon. Das Bild ist seltsam. Wir müssen es zur Polizei bringen.«

Der Fremdenführer nahm ihm das Smartphone aus der Hand und zuckte erschrocken zusammen, als es erneut zu piepsen begann. Die Wiederholfunktion des Alarms schien aktiviert zu sein. Verdutzt starrte er für einen Moment darauf. »Um Gottes willen.«

Inzwischen waren auch die anderen Besucher auf den Vorfall aufmerksam geworden und versammelten sich um die drei.

Kopfschüttelnd warf der Guide einen weiteren Blick auf das Display, ehe er das Telefon in seine Jackentasche steckte. »Nix Genaues weiß man nicht«, sagte er leise. »Wir müssen sofort zur Polizei. Es tut mir leid, aber die Führung ist vorbei!«

BEN

A Sturschädl.

Eine Person mit ausgeprägt beharrlichem Willen.

LKA-Gruppeninspektor Benediktus Achleitner hatte sich ein paar Tage freigenommen. Zum einen, um die Gedenkfeier in Ebensee zu besuchen, zum anderen, um das prachtvolle Maiwetter dafür zu nutzen, seine Hütte hoch über Bad Goisern in Schuss zu bringen. Er hatte sie im vergangenen Winter vernachlässigt und war nur selten dort gewesen. Die sonst üblichen mindestens 20 Skitouren am Dachstein, Loser, auf der Tauplitz oder drüben in den Niederen Tauern waren diesmal ausgefallen.

Vielmehr hatte er sich eine Auszeit von seiner Arbeit gegönnt und im Herbst eines seiner Traumziele besucht: Neuseeland. Fünf Wochen lang war er in einem gemieteten Camper-Van sowohl auf der Nord- als auch der Südinsel unterwegs gewesen und hatte sich von der üppigen Vielfalt des Landes verzaubern lassen.

Kurz nach seiner Rückkehr hatte er erfahren, dass es seinem Großvater nicht gut ging. Der alte Herr war weit über 90 und zeitlebens fit wie ein Turnschuh gewesen, doch ein Sturz über eine vereiste Gehsteigkante hatte ihn mit einem gebrochenen Bein außer Gefecht gesetzt, was seiner Gemütslage gar nicht gut bekommen war. Zum Glück hatte es nicht den Oberschenkelhals erwischt, was womöglich weit Dramatischeres zur Folge gehabt hätte

als einen gehörigen Grant auf die eigene Blödheit sowie Krücken.

Kurzerhand war Ben zu dem alten Herrn ins Haus gezogen, um sich um ihn zu kümmern. Kein leichtes Unterfangen, denn dessen störrische Art war ein eigenes Kapitel, auch wenn Ben klar war, dass es sich dabei um eine Fassade, eine Schutzfunktion, handelte und sein Großvater in Wahrheit einen butterweichen Kern besaß. Zudem jede Menge Humor.

Nichts lag dem Alten ferner, als sich über die Wehwehchen des Alters zu beklagen. »Früher war ich jung und knackig. Jetzt bin ich nur noch und«, pflegte er seine krachenden Gelenke zu kommentieren und sie – quasi als Medizin – von innen heraus mit einem Schnaps zu besänftigen.

In seiner Jugend war er ein attraktives Mannsbild gewesen und beileibe kein Kind von Traurigkeit, sowohl was die Damenwelt als auch das Feiern betraf. Später hatte er es ruhiger angehen lassen und insbesondere seine beiden Enkel ins Herz geschlossen. Bens Liebe zu den Bergen entstammte dieser engen Bindung, hatten sie es doch immer genossen, gemeinsam zu wandern, zu klettern oder Ski zu fahren, während die Eltern von Ben und seinem Bruder Andreas in der familieneigenen Tischlerei schufteten und nur wenig Zeit für ihre Kinder erübrigen konnten.

Als Andi bei einem tragischen Tauchunfall ums Leben kam, hatte der Alte Ben getröstet und alles versucht, um ihm zu helfen, wieder auf die Beine zu kommen, insbesondere, weil der Unfall direkt mit Bens Trennung von seiner großen Liebe Marie zusammenhing.

Nachdem Ben kurz hintereinander zwei der wichtigsten Menschen in seinem Leben verloren hatte, war er in ein tiefes Loch gestürzt, hatte aber in der weisen, ruhigen

Art seines Großvaters Halt gefunden. Nur einmal hatte der missmutig das Gesicht verzogen, als Ben ihm nämlich offenbarte, aus der Gegend wegziehen und zur Polizei gehen zu wollen. Die harsche Reaktion seines wichtigsten Lebensmenschen hatte Ben erstaunt und befremdet, ihn aber dennoch nicht davon abgehalten, sein Ziel beharrlich zu verfolgen.

Obwohl sie sich nach wie vor oft sahen und austauschten, konnte Ben sich des Gefühls nicht erwehren, dass der zwischen ihnen entstandene Bruch nachwirkte. Etwas in seinem Opa lehnte Bens Beruf zutiefst ab, warum auch immer.

Im März hatte sich sein Großvater zum Glück so weit erholt, dass Ben zurück nach Linz übersiedeln konnte, was ihm täglich über eine Stunde Autofahrt zur Arbeit und zurück ersparte. Seither hatte er den alten Herrn regelmäßig besucht, so auch vorgestern, um ihn zur Gedenkfeier zu begleiten. Wenn er hier fertig war, würde er bei ihm vorbeischaun und ihm auf dem uralten Herd Erdöpfnudln zubereiten und danach vielleicht noch dessen heißgeliebte Hollerschöberl.

Nachdenklich hielt er inne.

Maries Blick war ihm durch und durch gegangen. Unsicherheit hatte darin gelegen, aber auch ein Versprechen, etwas, vor dem er sich nach dem Hin und Her der letzten Jahre gleichermaßen fürchtete, wie er daran glauben wollte.

Ihre gemeinsame Nacht war wunderschön gewesen, womöglich der Beginn von etwas Neuem. Noch aber vermochte er sich diesem Thema nicht zu stellen, lieber schob er es weit weg, zu stark rumorte die Mischung aus Angst, Hoffnung und Verunsicherung in ihm.

Sie hatten sich voreinander zurückgezogen, und er hatte im Herbst Neuseeland bereist. Danach hatte der Sturz seines Großvaters eine weitere willkommene Ausrede dargestellt, um nicht über dem Problem grübeln zu müssen, geschweige denn Marie zu kontaktieren.

Und auch sie hatte sich in Schweigen gehüllt.

Sein Telefon brummte. Vorhin hatte er es auf lautlos gestellt, im halbherzigen Versuch, die Welt kurzzeitig außen vor zu lassen. Er hatte sich ein paar Tage freigenommen, um sich um die Hütte zu kümmern, aber auch ein wenig um sich selbst.

Am Display erschien der Name des Kommandanten der Ebenseer Polizeiinspektion, Rainer Promberger, einer seiner Jugendfreunde und Bergkameraden. Am vergangenen Wochenende hatten sie gemeinsam die Drachenvand bestiegen, einen der anspruchsvollsten Klettersteige im Salzkammergut.

Der Polizist kam, wie gewohnt, ohne Umschweife auf den Punkt. »Wir haben im Stollen etwas richtig Merkwürdiges gefunden. Womöglich kannst du uns weiterhelfen.« In kurzen Worten setzte er Ben ins Bild und bat ihn, sofort zu kommen.

»Ich bin schon auf dem Weg«, rief der ins Telefon und saß eine Minute später hinter dem Steuer seines Wagens.

EBENSEE

's is recht schiach.

Ausgesprochen hässlich.

Die Geschichte Ebensees war vor allem mit dem Salz verbunden, dem auch das Salzkammergut seinen Namen verdankte. Es war über Jahrhunderte hinweg eines der wertvollsten Güter Österreichs gewesen.

Das Salz war seit dem 17. Jahrhundert nicht direkt in der Region abgebaut worden, sondern vor allem in den Bergwerken von Hallstatt und Bad Ischl. Die Sole war dann durch eine der ältesten Pipelines der Welt weitertransportiert worden. Für das Aussieden zu festem Salz brauchte es enorme Mengen Brennholz, und die Wälder rund um Ebensee boten dafür beste Voraussetzungen.

Heute beherbergte die Marktgemeinde am Südeinde des Traunsees über 4.000 Einwohner, bot ideale Bedingungen für Segler und Surfer, wunderschöne kleine Seen, immer noch eine Saline mit 300.000 Tonnen Lagerkapazität und einige legendäre Traditionen, insbesondere den Glöcklerlauf zu Jahresbeginn und den Fetzenzug am Faschingsmontag.

Auf der Fahrt hoffte Ben, das schöne Maiwetter ausnutzen zu können und nach seinem Termin wie geplant die knapp 1.000 Höhenmeter auf den Feuerkogel zu steigen, um den fantastischen Ausblick auf den Traunstein, die Schlafende Griechin und das Dachsteinmassiv zu bewun-

dern. Hoffentlich war nicht der Wunsch Vater des Gedankens. Sein Bauchgefühl sagte ihm, dass in Ebensee nichts Gutes auf ihn wartete.

Scheppernd stellte er seine Kraxn, wie er seinen alten, grünen Land Rover liebevoll nannte, vor dem Polizeiposten in der Salinenstraße ab.

Rainer Promberger musste ihn durchs Fenster beobachtet haben, denn er trat, eine Kaffeetasse in den Händen, durch die Tür, als Ben ausstieg. »Den hält aber auch nur noch der Rost zusammen«, sagte er grinsend statt einer Begrüßung.

Verschwörerisch hob Ben die Augenbrauen. Schon mehrfach hatte sein Kollege angeboten, ihm den Landy abzukaufen. Er hatte gut und gerne 40 Jahre auf dem Fahrgestell, wurde aber von Ben liebevoll gepflegt. Wer Defender kannte, wusste, dass das ein teures und mühseliges Unterfangen war, aber sein Herz hing nun einmal an dem Gefährt. Es war in recht gutem Zustand abgedeckt hinter der Hütte gestanden, die er vor ein paar Jahren vollkommen unerwartet vom alten Hubsi Ladreiter geerbt hatte.

»Das ist nicht Rost, sondern Patina.«

»Verstehe. Der alte Herr tropft nicht, sondern schwitzt vor Anstrengung und teilt dabei sein Öl mit uns allen.«

»Damit markiert er sein Revier.«

Das Geplänkel machte Spaß, diente aber nur dazu, das Unvermeidliche hinauszuzögern.

Rainer Prombergers Gesicht verfinsterte sich. »Komm mit. Aber ich warne dich. Was ich dir gleich zeigen werde, wird dir nicht gefallen.«

Der sonst so redselige Polizist hatte sich vorhin verächtlich vage ausgedrückt, als Ben ihn nach Details aus dem Video gefragt hatte. »Nicht am Telefon«, hatte er gehört